

Die neue Ausgabe
jetzt gratis sichern!

www.zeit.de/zw-neu



PREIS CHRIST & WELT 7,40 €

DIE ZEIT

MIT CHRIST & WELT



31. DEZEMBER 2024 N° 1

Wie ich zum Optimisten wurde

Harald Martenstein war sein Leben lang pessimistisch. Aber haben in der Geschichte nicht immer jene recht behalten, die an ein gutes Ende glauben? Über einen Sinneswandel, der fast alles besser macht ZEITMAGAZIN

Titelbild: Jessica Miller, „Stephen“ 2024, acrylic on panel (Ausschnitt)

SICHERHEIT

Liberal, nicht blöd

Russland testet mit kalkulierten Sabotage-Aktionen die roten Linien des Westens. Der sollte besser reagieren VON JÖRG LAU

Langsam wird ein Muster daraus: Am ersten Weihnachtstag wurden wieder zwei Kabel in der Ostsee durchtrennt, eine Datenleitung und eine Unterwasser-Stromtrasse – diesmal zwischen Estland und Finnland. Ein aus St. Petersburg kommender Öltanker hatte die Leitungen just zum Zeitpunkt der Beschädigung gekreuzt. Finnische Spezialkräfte setzten die *Eagle 5* fest und fanden heraus, dass dem Schiff ein Anker fehlt.

Erst im November waren zwei Glasfaserkabel in der Ostsee auf die gleiche Weise beschädigt worden und ein Jahr zuvor bereits die Gaspipeline Baltic Connector. Alle an den Vorfällen beteiligten Schiffe hatten kuriose Probleme mit auf dem Meeresgrund schließenden Ankern.

Annalena Baerbock fällt es »mehr als schwer, da noch an Zufälle zu glauben«. Die scheidende Außenministerin beklagt »hybride Bedrohungen böswilliger Akteure« und gelobt, man werde die »kritische Infrastruktur« künftig besser schützen.

Dieser routiniert-abgeklärte Umgang mit Attacken, für die sich der Terminus »hybrider Krieg« durchgesetzt hat, ist Teil des Problems. Die Scheu, den böswilligen Akteur – Russland – beim Namen zu nennen und ihm entschlossen entgegenzutreten, besänftigt ihn offensichtlich nicht, sondern lädt ein, stets weiter zu eskalieren.

Wir bewegen uns gefährlich auf den Ernstfall zu, Artikel 5 des Nato-Vertrags

Die krasse Liste von hybriden Aktionen, die Rechercheure von ZEIT ONLINE gerade zusammengestellt haben, lässt keinen Zweifel daran, dass Russland längst einen systematischen Angriff gegen Europa führt: Bundeswehrkasernen werden mit Drohnen ausgespäht; auf den Chef des Rüstungsunternehmens Rheinmetall war ein Mordanschlag geplant; in Warschau wurde ein Baumarkt abgefackelt; ein Sprengstoffpaket gelangte diesen Sommer nur durch Zufall nicht in eine DHL-Maschine. In Bulgarien explodierten Munitionsdepots; in Paris sprühten russische Agenten antisemitische Parolen an von Juden bewohnte Häuser; vor den Olympischen Spielen wurde das Schnellzugnetz Frankreichs durch Kabelsabotage lahmgelegt. Hinzu kommen unzählige Hacks, etwa gegen Mailserver der SPD, und regelmäßige Trollarmee-Angriffe in den sozialen Netzwerken.

Die Attacken sind so zugeschnitten, dass jede für sich keinen Verteidigungsfall auslöst: Sie sind oft nicht eindeutig zurechenbar; die Folgen bleiben (noch) überschaubar; es sind nur einzelne Länder oder Regionen betroffen.

Und doch bewegen wir uns gefährlich auf den Ernstfall zu, auf einen möglichen Bündnisfall nach Artikel 5 des Nato-Vertrags, in dem die Mitglieder sich wechselseitigen Beistand im Moment eines Angriffs versprochen haben. Der neue Nato-Generalsekretär Mark Rutte hat in seiner ersten Rede gesagt, wir seien noch »nicht im Krieg, wir befinden uns aber auch nicht im Frieden«. Was folgt daraus? Dazu schweigt Rutte.

Die Angriffe zielen darauf, ein Gefühl der Verwundbarkeit zu erzeugen, Lücken zu erkunden, die im Ernstfall ausgenutzt werden können, und die roten Linien des Westens zu verschieben. Die Verflechtung der globalisierten Welt eröffnet Feinden der Freiheit neue Chancen der Aggression. Alles Verbindende kann angegriffen oder zur Waffe umfunktioniert werden – Datenkabel, Pipelines, Frachtflugzeuge, Bahnstrecken, Migrationsströme, Medien aller Art. Experten nennen das »Konnektivitätskrieg«.

Mehr Schutz ist möglich – durch Patrouillen in der Ostsee, bessere geheimdienstliche Aufklärung, die Regulierung sozialer Netzwerke. Russische Schiffe können sanktioniert, Spione ausgewiesen, Drohnen abgeschossen, Cyberangriffe erwidert und Kasernen besser bewacht werden. Doch freiheitliche Systeme könnten nur um den Preis der Selbstaufgabe völlige Sicherheit bieten. Offene Gesellschaften sind per se verletzlich.

Aber eben nicht wehrlos – allerdings nur dann, wenn ihre Abschreckung glaubhaft ist. Mit jedem folgenlos hingenommenen Anschlag nimmt die Glaubwürdigkeit des westlichen Bündnisses ab. Darum sollten zügig Beratungen des Nato-Rats nach Artikel 4 erfolgen. Der besagt, dass die Mitgliedsstaaten »einander konsultieren, wenn nach Auffassung eines von ihnen die Unversehrtheit des Gebietes, die politische Unabhängigkeit oder die Sicherheit einer der Parteien bedroht sind«. Die Botschaft wäre: Wir wissen, was ihr tut. Wir sind liberal, aber weder blöd noch soft.

Auch im hybriden Krieg ist Abschreckung nötig. Das klingt martialisch, meint aber etwas Nüchternes: Dem Angreifer müssen die Kosten seiner Aggression klargemacht werden. Derzeit sind sie gleich null, und das ist brandgefährlich.

NEUJAHRSVORSÄTZE

Bräsig, nicht schlau

Das Jahr 2024 hat wie kaum eines zuvor gezeigt, dass in Deutschland viele Dinge nicht mehr funktionieren VON MARTIN MACHOWECZ

Mit der Hoffnung ist es kompliziert. Manchmal, wenn man sie fast aufgegeben hat, geschehen ja die eigentlichen Wunder! Insofern: Kann alles noch werden in diesem Land, von dem man manchmal denkt, hier würde nichts mehr funktionieren, jedenfalls nicht mehr so, wie man es mal gewohnt war.

Trotzdem wird es, zum Jahreswechsel, höchste Zeit für eine Verlustwarnung: Die substanziellen Probleme, an denen Deutschland leidet, sind in vielen Bereichen überwältigend, sie beginnen mit der Infrastruktur und hören bei der Bahn nicht auf, sie enden auch nicht bei der Dysfunktionalität deutscher Verwaltung, bei der fehlenden Innovationskraft der deutschen Wirtschaft oder beim Zustand des deutschen Leistungssports. (Rang zehn im Medaillenspiegel der Olympischen Spiele von Paris, so schlecht waren »wir« schon lange nicht mehr!) Irgendwo stürzt immer gerade etwas ein, zuletzt, besonders opulent, eine Brücke in Dresden, und dann will auf keinen Fall irgendwer schuld gewesen sein.

Niemand glaubt mehr an eine Verkettung unglücklicher Zufälle

Am gravierendsten hat sich der schlechte Zustand der Behörden im Dezember erwiesen, nach dem Attentat auf dem Weihnachtsmarkt von Magdeburg, bei dem fünf Menschen starben und Hunderte verletzt wurden. Jedes Detail, das über die Vorgeschichte von Tat und Täter ans Licht kommt, offenbart ein neues Versagen, eine neue Unaufmerksamkeit, eine im Zweifel bräsigte Untätigkeit – im Detail wie im großen Ganzen. Im Detail: Da kann ein Attentäter eine Lücke zwischen Betonblöcken ausnutzen, die sechs Meter breit ist (!), mit dem Auto in den Weihnachtsmarkt hinein- und wieder hinausrasen.

Im großen Ganzen: Da kann ein Mann, aus Saudi-Arabien eingewandert, unbehelligt in Deutschland leben, obwohl er vor mehr als zehn Jahren mit einem Anschlag auf eine Ärztekammer gedroht hatte (»etwas Schlimmes« mit »internationaler Bedeutung« werde geschehen), wofür er verurteilt wurde. Nach der Drohung schoben ihn deutsche Behörden nicht etwa ab, sondern gewährten ihm Asyl, und die Ärztekammer erteilte ihm die Approbation als Facharzt für Psychiatrie. Die Gelegenheiten, die Tat von

Magdeburg zu verhindern, waren so zahlreich, dass die Erklärung, es handle sich um eine unglückliche Verkettung schlechter Einzelentscheidungen, kaum einen zufriedenstellen kann.

Und nein, natürlich möchte man nicht zu jenen gehören, die dieses Land in einer Tour schlechtreden, ohne das Gute zu sehen. Noch immer ist Deutschland einer der attraktivsten Sozialstaaten, wohlhabend, in vielen Bereichen durchaus innovativ. Im Durchschnitt ist Deutschland immer noch ein sicheres Land. Es ist nicht dem Untergang geweiht, wie gerade der Trump-Fan und Tech-Milliardär Elon Musk in einem umstrittenen Gastbeitrag behauptet, den die *Welt am Sonntag* abgedruckt hat: Nur die AfD, glaubt Musk, könne Deutschland retten.

Was für ein Quatsch. Bloß sollte einen der Ärger über Musk nicht davon abhalten, sich die Frage zu stellen, wo die Tugenden sind, auf die dieses Land einst so stolz war. Wo ist die innere Spannkraft, der Wille zur Leistung? Die Lust, etwas voranzubringen, Neues zu erfinden? Sind wir Deutschen ein wenig satt geworden? Und ist der deutsche Pragmatismus an zu vielen Stellen abgelöst worden von ideologischen Debatten? Statt die Probleme in der Migrationspolitik anzugehen, wurde lange gestritten, was man über Migration sagen darf und was nicht. Statt die Industrie entschlossen auf eine Zeit vorzubereiten, in der fossile Energieträger weniger wichtig sind als heute, wurde diskutiert, ob einer, der sein Eigenheim in Rudolstadt noch mit Erdgas beheizt, sich am Klima versündigt. Wenn Perfektion vor allem in der Korrektheit gesucht wird und wenn Fleiß bedeutet, besonders eifrig die Sätze zu sagen, die beweisen, dass man auch wirklich auf der richtigen Seite steht – dann wird es schwer, erfolgreich zu sein.

Gleich zu Jahresanfang wird ein neuer Bundestag gewählt. Anders als in anderen westlichen Demokratien droht keine Machtübernahme durch Extremisten. Drei sehr bodenständige Männer bei CDU, SPD und Grünen nennen sich Kanzlerkandidaten, keiner der drei wäre als Kanzler ein Übel. Darin liegt Glück. Aber auch Gefahr: dass alles einfach so weitergeht. Wer auch immer dieses Land künftig regiert – ein kleines Wunder muss her, die Spannkraft muss zurückkommen, im Detail wie im Großen. Damit es, in vier Jahren, nicht wirklich finster aussieht bei einer Wahl.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen

Mit 3 Seiten
Christ & Welt



Wie gelingt der Neuanfang?

Schon die Bibel kennt den Wunsch nach Veränderung
Christ & Welt, Seite 14



Die Macht des Irrationalen

Warum Menschen dem Aberglauben anhängen
Christ & Welt, Seite 15



PROMINENT IGNORIERT

Geläutert

Im neuen Jahr alles besser machen, bloß wie? Eine Idee wäre einem Bericht des *Münchener Merkur* über den Gleggäclub in Egling zu entnehmen. Der Zweck des 50 Jahre alten Vereins ist das ständige Mitsichführen einer Glocke. Trifft ein Mitglied irgendwo ein anderes, schwenkt es die Glocke, und der Begrüßte läutet zurück. Klingt das nicht gut? Hätten wir 2025 doch alle stets ein Glöcklein dabei! USTO

Kleine Fotos (v. o.): Elijah Hiett/Unsplash; United Archives/Imago Images; Imago

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
E-Mail: abo@zeit.de

N° 1

79. JAHRGANG C 7451 C

Jedem Jahreswechsel wohnt ein Zaudern inne. Von irgendwoher kommen sie angeflogen und setzen sich im Kopf fest: die guten Vorsätze. Mehr Sport, mehr frische Luft, mehr lesen, gesünder essen – könnte endlich klappen, was seit vielen Jahren spätestens ab Februar kleine Selbsthassattacken auslöst? In den sozialen Medien gibt es Tipps von Coaches aller Art, wie es gelingen kann, die Liste der Wiederneuanfänge umzusetzen. Kleine Schritte sollen es sein, Ermutigungen ans Gewohnheits-Ich können auf den Badezimmerspiegel geklebt werden, und Influencerinnen machen einfach die Augen zu und sagen sich: So will ich sein, so werde ich. Sie nennen das »manifestieren«. Doch auch sie scheinen in jedem Januar von Neuem mit dem alten Ich leben zu müssen, das lieber Serien guckt, als die neu angeschafften Jogging-schuhe endlich einzulaufen.

Woher kommt dieses Bedürfnis, den Jahresbeginn wie den Anfang eines neuen Lebens zu verstehen, an dem die kleine Form des Selbstentwurfes so gesellschaftsgängig ist, dass der schnippische oder lässige Kommentar »Ich verzichte in diesem Jahr auf gute Vorsätze« ungewöhnlich klingt? Eine zynische Antwort könnte lauten, dass der eigene Lebenswandel und die Verbesserung des Selbstbildes wenigstens kontrollierbar sind, anders als die vielen globalen und nationalen Krisen, denen man sich ausgeliefert fühlt. Was im Kühlschrank oder im Terminplaner steht, entscheidet man jedenfalls selbst, man kann die Dinge ohne andere zum Guten wenden. Deshalb ist der Januar auch der Zeitpunkt für Aufräumaktionen in Kleiderschränken und Kellern. Endlich wieder Ordnung, wenn die Welt schon im Chaos zu versinken scheint. Das ist kein billiger Trick, sondern der Versuch, Souveränität über das eigene Leben zu erlangen.

Wenn diese Form der Selbstwirksamkeit spätestens ab Februar scheitert, sind die Vorsätze allerdings schon so im Alltag abgeschliffen, dass man sie erst im kommenden Januar wieder vermisst. Das alte, chaotische Leben funkt irgendwann dazwischen. Die meisten Menschen mit halbwegs gesundem Selbstbild kommen darüber hinweg, bis der nächste Januar da ist. Doch was man als Luxusproblem übersättigter Wohlstandsmenschen entlarven könnte, die Zeit genug haben, sich über Nahrungspräferenzen und die Gestaltung freier Zeit Gedanken machen, hat tiefere Ursachen.

Das neue Kochbuch, die neue Laufausstattung, die neue Kladde mit den leeren Blättern sind ein Symbol für den Wunsch, noch mal von vorne anzufangen – so wie damals in der Schule das nagelneue Mathebuch und die schönen, unverknickten Hefte für einen Moment für die Hoffnung standen, dass in diesem Schuljahr auch die Aufgaben, die zwischen den Schulbuchdeckeln stehen, leichter zu lösen seien. Die Eselsohren, die Zornesausschübe mit dem Kugelschreiber und die roten Kommentare der Lehrer sind wie vergessen, weil das alte Heft in den Papierkorb geflogen ist. Schon Kinder wissen natürlich, dass ein neues Heft noch keine neue Mathebegabung verspricht, aber vor die Angst schiebt sich so was wie Vorfreude: Es könnte ja möglich sein ...

Die Sehnsucht nach dem Neuen, nach einem Start mitten auf der Strecke des Lebens ist schon immer Thema, auch in den Religionen. Dass nicht alles so weitergehen muss, weil eine Hoffnung auf Wandel besteht, ist sogar das eigentliche Thema biblischer Apokalypsen. »Siehe, ich mache alles neu«, verspricht eine göttliche Stimme denen, die niedergedrückt mit dem Gesicht auf dem Boden liegen und keine Kraft zum Weitermachen mehr haben.



Foto: Elijah Hietz/Unsplash

Sehnsucht nach dem Neuen

Schon die Bibel kennt den Wunsch nach Veränderung.
Wie kann sie wirklich gelingen?

VON PETRA BAHR

Im Kontext dieser biblischen Gattung sind alle Formen der Vorsätze, der Optimierung, der Steuerung schon gescheitert. Dass das alte Chaos verschwindet und auch die drohenden Szenarien, die so wahrscheinlich geworden sind, glaubt in diesen alten Texten keiner mehr. Die Hoffnung, dass dieser göttlichen Stimme mehr zu trauen ist als den eigenen Augen und dem ausgebildeten Sinn fürs Wahrscheinliche, entsteht eher als eine Form des Trotzes, sich mit dem bitteren Ende und den unveränderbaren Verhältnissen nicht abfinden zu wollen.

Dieser religiöse Trotz mag auch deshalb entstehen, weil ein anderer Teil der religiösen Texte in großer Ausführlichkeit von Neuanfängen und ih-

ren Folgen berichtet. Das geht schon mit Abraham los, der seine Heimat verlässt und sich auf gänzlich Neues einlässt, ohne zu wissen, wie das aussehen könnte. Vor sich hat er nur ein Versprechen und einen Segen. Auch die Exodusgeschichte, die sich über Hunderte von Seiten zieht, ist die Geschichte eines Neuanfangs mit offenem Ausgang, mit Irrungen und der Sehnsucht nach dem Alten, das in der Rückschau nicht so furchtbar wirkt wie das Aushalten der Ungewissheit darüber, was noch kommen mag.

Auch das Weihnachtsfest, bei dem es die drei Weisen deutlich später zur Krippe schaffen als die Christinnen und Christen im Abendland,

überkreuzt sich mit der säkularen Zeit der guten Vorsätze. Das ergibt Sinn, wenn man die Weihnachtszeit mit ihren Phasen aus Sehnsucht, festlicher Freude, friedlichem Alltag und der Ankunft der drei Figuren aus dem Morgenland als eine Zeit des Neuanfangs im Weltmaßstab versteht. Er fällt allerdings anders aus als die jahrhundertlang erhofften Neuanfänge in den prophetischen Texten.

So klein und scheinbar unbedeutend wirkt dieser Neuanfang, dass er erst im Rückblick und mit der Etablierung des Christentums als Erfüllung eines Traums, eines Versprechens, erkannt werden kann. Der Neubeginn, der mit dem Kind in der

Krippe verbunden ist, durch das sich das Wesen Gottes anders zeigt als erwartet, kann auch als Kritik an der Form radikaler Neuanfänge gelesen werden, wie sie viele Revolutionen über die Menschheit gebracht haben. Als politische Form guter Vorsätze haben sie sich in ihr blutiges Gegenteil verkehrt.

Radikale Neuanfänge, nicht nur in der politischen Geschichte, sondern auch in mancher privaten Trennung, und die ihnen eigentümliche Rücksichtslosigkeit unterscheiden sich von dem stillen Neuanfang der Weihnacht im toten Winkel des Weltgeschehens. Dass Neues nicht immer besser ist, dass zu große Versprechen, angekündigte Triumphe und die dazugehörigen Personen mit messianischer Ausstrahlung mit Vorsicht zu genießen sind, zeigt die jüngste Geschichte bis in die Gegenwart. Das Bedürfnis nach Neuanfängen braucht kritische Selbstaufklärung und den Sinn für die Brutalität mancher Neuerungsvision. Das gilt auch für persönliche Neuanfänge. Dem ersten Impuls nicht zu folgen, alles hinter sich lassen zu wollen, ohne Rücksicht auf Bindungen und Pflichten, sondern Besonnenheit und Denkpausen einzubauen, hat so manchen Lebensweg vor furchtbaren Folgen bewahrt.

Dass Neuanfänge mit umstürzenden Erfahrungen möglich sind, ist im christlichen Lebenswissen mit dem Gedanken der Buße verbunden. Es ist ein altmodisches Wort, das kaum noch verstanden wird, obwohl es durchaus mit guten Vorsätzen zu tun hat. »Du kannst dein Leben ändern. Es muss nicht alles so bleiben, wie es ist«, so könnte man die Idee der Buße beschreiben. Die Zeit, die diesem Gedanken gleich mehrere Wochen widmet, ist der Advent. Aus dem Kontext der Buße, der Selbstprüfung, kommt auch der Gedanke der Besinnung. Dazu muss es nicht würzig und zimtig riechen. Die Buße ist vermutlich der stärkste Einwand des Christentums gegen die Selbstoptimierung, mit der Menschen versuchen, ihr Leben schöner und besser zu machen – nicht, weil dieses Anliegen falsch wäre, sondern weil das Scheitern nicht mitbedacht wird.

Wenn man Menschen fragt, was sie in ihrem Leben gerne anders hätten, würden sie nicht auf die Kilos auf der Waage oder auf die Zahl der ungesunden Bücher zeigen, sondern auf zerstörte Beziehungen, auf Kränkungen und auf die vergebliche Sehnsucht nach Versöhnung, Freundschaft, Liebe. Der Neubeginn, der mit der Buße benannt wird, trifft in diese zerstörten Beziehungsfäden, auch in die gekappte Verbindung zu sich selbst. Dass »büßen« die Ressource für Neuanfänge ist und keine Form öffentlicher Selbstbeschämung, könnten die Kirchen im Januar neu entdecken. Mit der Buße wird die vergangene Geschichte aus Verletzungen und Unrecht nicht einfach vergessen. Umkehr geschieht hier angesichts der vergangenen Geschichte aus Schuld, Vernachlässigung, Kränkung.

Diese Gestaltung von Neuanfängen suggeriert gar nicht erst eine geschichtslose Variante des Neuen. Narben, lange Versöhnungsprozesse und unerledigte Fragen gehören zu diesem Neustart dazu. Und auch Vorsätze haben hier ihren Platz, denn anstrengungslose Heilung von Beziehungen gibt es nicht. Sorge müssen sich aus dieser Perspektive dann jene machen, die schon im Januar glauben, dass im kommenden Jahr sowieso nichts Neues zu erwarten ist – nicht von anderen und schon gar nicht von sich selbst.

Petra Bahr, 58, ist Regionalbischöfin in Hannover und Mitglied des Deutschen Ethikrats



Ein Symbol für Glück: Dieser kleine Junge posierte 1955 als Schornsteinfeger

Fotos: United Archives/Imago Image (o.), Marcus Krüger

»Der Aberglaube erlebt gerade eine Hochphase«

Wir haben magische Zeiten, sagt der Buchautor Tillmann Bendikowski.
Warum das Irrationale so fasziniert – und wann es gefährlich wird

DIE ZEIT: Herr Bendikowski, am Silvesterabend dekorieren viele Menschen ihre Wohnungen mit Kleeblättern und Glücksschweinchen, gießen Wachs oder legen Karten. Warum ist der moderne Mensch immer noch so abergläubisch?

Tillmann Bendikowski: Gott sei Dank kommt inzwischen keiner mehr auf die Idee, ein Tier zu opfern, um Glück und Segen für das neue Jahr zu beschwören. Doch Sie haben recht, gerade zum Jahreswechsel ist die Wucht der magischen Tradition besonders eindrucksvoll zu beobachten. Die Sehnsucht, zu Neujahr einen Blick in die Zukunft zu werfen, oder auch der Glaube, dass in der Silvesternacht wundersame, womöglich zauberhafte Dinge geschehen können, das war immer schon Teil unserer magischen Kultur und wirkt bis heute fort.

ZEIT: Dabei hat die Aufklärung schon vor 300 Jahren stattgefunden...

Bendikowski: Die Aufklärung ist lange kolossal überschätzt worden. Zum Beispiel ist gerade bei vielen jüngeren die Astrologie wieder sehr beliebt. Wie selbstverständlich gibt man auf Datingportalen sein Sternzeichen an, Astrologie-Magazine finden enormen Absatz und Horoskop-Apps erstaunlich viele Nutzer. Wir leben keineswegs in aufgeklärten Zeiten, sondern in magischen. Der Aberglaube erlebt gerade wieder eine Hochphase.

ZEIT: Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Bendikowski: Die Attraktivität des magischen Denkens verläuft in Zyklen und ist verbunden mit Situationen kollektiver Angst. Der Aberglaube floriert immer dann, wenn die Angst vor Krisen wie Kriegen oder Seuchen groß ist. Und wir leben heutzutage in Krisenzeiten.

ZEIT: Dabei diagnostizierte doch der berühmte Soziologe Max Weber schon 1917, wir lebten in einer entzauberten Welt. Irrte er sich?

Bendikowski: Ja, aber so was von! Doch das würde ich ihm nicht vorwerfen. Die politische Radikalisierung des esoterischen Milieus während der Coronapandemie konnte er zum Beispiel nicht kommen sehen: Seriöse Wissenschaft wird diskreditiert, Impfstoffe werden verteuert, es gibt Verschwörungstheorien. In all diesen Überzeugungen bricht sich das magische Denken Bahn.

ZEIT: Sie haben ein Buch über dieses Thema geschrieben. Wie definieren Sie magisches Denken?

Bendikowski: Darunter verstehe ich die Vorstellung, dass hinter unserer Welt eine weitere Welt existiert, in der Mächte wirken, die uns beeinflussen, auf die wir aber wiederum auch Einfluss ha-

ben. Und dieser Einfluss wurde über die Jahrhunderte durch die verschiedensten Praktiken ausgeübt, wie Schutzzauber, Opfer und Rituale.

ZEIT: Was unterscheidet aus Ihrer Sicht den Aberglauben vom Glauben?

Bendikowski: Der christliche Glaube lebt von tradierten Rahmenbedingungen: Die Kirche bildet die Organisationsform, Texte liefern eine festgeschriebene Vorstellungswelt, es gibt professionelles Personal und eine Gemeinschaft der Gläubigen. Alles das hat der Aberglauben nicht, aber gerade das macht ihn hochattraktiv.

ZEIT: Inwiefern?

Bendikowski: Der Aberglaube ist unheimlich schnell in seiner Entwicklung, an kein Dogma gebunden und partizipativ. Ich selbst kann morgen aufstehen und gegen die drohende Viehseuche ein magisches Zeichen an den Stall zeichnen. Dazu brauche ich nicht die Zustimmung eines geweihten Priesters.

ZEIT: Zwischen dem Kruzifix an der Wand und dem Hufeisen über der Türschwelle gibt es für Sie also keinen wesentlichen Unterschied, sondern nur einen pragmatischen?

Bendikowski: Da stellen Sie mir als Katholiken eine nahezu teuflische Frage. Der Unterschied liegt tatsächlich im Auge des Betrachters. Deshalb hat die Kirche jahrhundertlang mit dem Aberglauben gerungen. Das Kruzifix ist Teil eines kanonisierten Glaubensgerüsts, das durch klare Vorgaben und Autoritäten Halt gibt. Das Hufeisen ist ein selbst gewählter Weg. Letztlich entscheidet der Mensch, was ihm in der Not hilft. Inmitten eines Unwetters betet der eine sein Vaterunser ebenso schnell, wie ein anderer einen Fünfstern auf den Boden zeichnet, um vor Blitzen geschützt zu sein. Glaube und Aberglaube funktionieren als Sicherheitstechniken sehr ähnlich. Doch nur der erste schafft eine wirkliche Gemeinschaft.

ZEIT: Worin genau bestand der Konflikt der Kirche mit dem Aberglauben?

Bendikowski: Im Mittelalter stand die Kirche zum Aberglauben in einer doppelten Konkurrenzsituation. Die spirituelle Konkurrenz entwickelte sich daraus, dass Menschen in schwierigen Situationen nicht immer auf die Hilfe der Priester vertrauten, sondern sich an andere Autoritäten wandten. Ich konnte in meiner Not einen Seher aufsuchen oder den durchreisenden Sterndeuter befragen. Es herrschte ein Markt der magischen Möglichkeiten. Und dann wäre da noch die ökonomische Konkurrenz.

ZEIT: Wodurch kam die zustande?

Bendikowski: Immer wieder mangelte es an der Bereitschaft, ein Zehntel seines Erwerbs an die Kirche abzutreten, was für sie in Zeiten ohne Kirchensteuer ein wichtiges Einkommen war. Dagegen, so beklagten die Priester, waren die Menschen sehr wohl bereit, Seher, Sterndeuter und sogenannte weise Frauen für ihr magisches Wissen zu bezahlen.

ZEIT: Das Mittelalter kannte Hexen und zombieartige Wiedergänger, Einhörner und Gespenster. Welche abergläubischen Überzeugungen waren am weitesten verbreitet?

Bendikowski: Mit Sicherheit die Vorstellung, dass die Grenze zwischen Leben und Tod nicht scharf gezogen ist. In allen Jahrhunderten gab es an zahlreichen Orten Begegnungen mit Verstorbenen. Diese Verstorbenen waren oftmals unerlöste Seelen, die erneut mit der Welt der Lebenden in Kontakt traten. Berichte über diese Erfahrungen sind überliefert. Weniger gut tradiert sind die alltäglichen Sicherheitsmechanismen, die vermutlich weitverbreitet waren: Kreuze schlagen, Symbole zeichnen, das Tragen von Schutzamuletten.

ZEIT: Eine besondere Rolle in zahlreichen abergläubischen Praktiken und Erzählungen spielte das menschliche Blut. Warum?

Bendikowski: Meistens ging es darum, einem Menschen Blut abzapfen, um das Leiden eines Dritten zu lindern. Dem Blut verurteilter Schwerverbrecher wurde die magische Kraft zugeschrie-

ben, Epilepsie heilen zu können. Oft gewährte die Obrigkeit dem Volk den Zugang zu den Verurteilten. Es gibt aber auch Fälle, etwa in Göttingen 1859, bei denen es ihr selbst mit Waffengewalt nicht gelang, den Ansturm aufs Schafott zu verhindern. Gleichzeitig gab es jahrhundertlang die Wahnvorstellung, Juden würden Kinderblut für religiöse Riten nutzen. Antisemitismus ist eine Tradition abergläubischen Denkens, die im Mittelalter ihren Ausgang nimmt und geradewegs ins 20. Jahrhundert führt.

ZEIT: Welche Auswirkung hatte die Reformation auf den Aberglauben?

Bendikowski: Zunächst müssen wir uns deutlich machen, dass die Kirche im Mittelalter das Bedürfnis des Volkes nach Magie befriedigte. Der Priester war für die meisten Menschen auch ein Zauberer, zum Beispiel wenn er die Hostie in den Leib Christi verwandelte. Die Hostie wurde zu einem magischen Gegenstand, der oft gestohlen wurde, um ihn als Talisman mit auf Reisen zu nehmen. Die Reformation sagte derlei magischen Vorstellungen den Kampf an.

ZEIT: Aber das Abendmahl wird doch auch von den Protestanten begangen.

Bendikowski: Das stimmt, aber andere magische, vermeintlich abergläubische Elemente beseitigten sie, vor allem den Kult um die Reliquien. Doch die Reformatoren taten noch etwas Radikaleres: Sie schafften das Fegefeuer ab und damit genau jenen Teil des Jenseits, auf den magische Praktiken wie der Ablasshandel Zugriff hatten.

ZEIT: Dabei sind einige Praktiken wie Teufelsaustreibung und Wunderheilung auch innerhalb der katholischen Kirche umstritten.

Bendikowski: Im 17. und 18. Jahrhundert rangen katholische Theologen gewissermaßen mit den Geistern, die die Kirche rief und nun nicht mehr loswurde. Der Priester und Kirchenrechtler Ferdinand Sterzinger zum Beispiel, ein Zeitgenosse Immanuel Kants, machte sich für einen aufgeklärten Katholizismus stark. Sein Erfolg blieb begrenzt, nicht zuletzt deshalb, weil das magische Element im konfessionellen Wettbewerb auch eine Stärke war.

ZEIT: Der Aberglaube half den Katholiken in ihrer Konkurrenz zu den Protestanten?

Bendikowski: Immer wieder erhielten katholische Priester Besuch von Bewohnern protestantischer Regionen, die in Notsituationen auf die Zauberkraft von Hostie und Weihwasser setzten. Andere gingen nach wie vor zur Dorffexe. Belächeln soll-

ten wir diese Sicherheitsmechanismen nicht. In ihnen zeigt sich ein zutiefst menschliches Bedürfnis nach Beistand im Angesicht des Unkontrollierbaren. Und darin berühren sie uns noch heute.

ZEIT: Wenn Sie die Geschichte des Aberglaubens bilanzieren müssten: Hat er mehr Schaden angerichtet, oder war er den Menschen eher eine Stütze in schweren Zeiten?

Bendikowski: Über einen langen Zeitraum betrachtet, konnte er den Menschen vor allem eine wichtige emotionale Stütze sein. Dass er Schaden angerichtet hat, ist unbezweifelbar, doch er tat es zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Dosierungen. Aberglaube ist an sich nichts Schlimmes. Die Dosis macht das Gift. Und gerade leben wir in einer Zeit, in der wir die Dosis ganz genau im Blick haben sollten.

ZEIT: Viele Menschen klopfen auf Holz, wollen nichts »beschreien« und sind erleichtert, wenn im Flugzeug der Sitzplatz Nummer 13 fehlt. Und doch gibt niemand gerne zu, abergläubisch zu sein. Wieso?

Bendikowski: Das ist das Ergebnis der jahrhundertalten Diffamierung vonseiten der Kirche und der Aufklärung. Okkultismus sei die Metaphysik der dummen Kerle, schrieb der Philosoph Theodor W. Adorno. Und wer möchte schon dumm sein? Aber wir sollten uns schon fragen: Was würde Adorno dazu sagen, dass im ICE von Hamburg nach Frankfurt der Wagen 13 nicht verkehrt? Ehrlich gesagt macht mich das fassungslos.

ZEIT: Wie ist das eigentlich, als gläubiger Katholik ein Buch über den Aberglauben zu schreiben?

Bendikowski: Als katholischer Historiker ist man dazu prädestiniert. Ich sehe in meiner Kirche beides: den Trost im magischen Ritual, aber auch den Aberglauben. Letzterer besteht im irrationalen Verharren auf starren Strukturen, er verhindert Pluralismus und Modernisierung.

ZEIT: Und wann haben Sie zuletzt auf Holz geklopft?

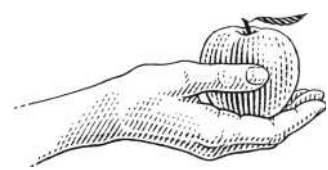
Bendikowski: So etwas mache ich eigentlich nicht. Aber ich bin letzters bei der Gartenarbeit von der Leiter gefallen. Wer weiß, vielleicht bin ich vorher auch einmal unter ihr durchgegangen? Nein, Spaß beiseite, vor Alltagsaberglauben bin ich weitestgehend gefeit. Das sehe ich als ein Geschenk. Und ich bin sehr davon überzeugt, vielen Menschen ginge es besser, wenn sie die Macht des Zufalls anerkennen würden. Es ist sehr befreiend, zu wissen, dass viele Dinge einfach außerhalb unserer Kontrolle liegen.

Das Gespräch führte **Timm Lewerenz**



Tillmann Bendikowski, 59, ist Historiker. Sein Buch »Himmel hilf! Warum wir Halt in übernatürlichen Kräften suchen« erschien 2023 bei C. Bertelsmann

SCHÖPFUNGSGESCHICHTEN

Unsichtbar
beschützt

In seiner Kindheit lernte
REINHARD MAWICK von seinem
Großvater einen komplizierten
Bibelvers. Bis heute
ist er ihm dankbar dafür

Mein Großvater ließ seine Familie meist allein zum Gottesdienst ziehen. Er – der sich, obschon gebürtiger Westfale und dann jahrzehntelang in Lippe ansässig, als Preuße verstand – zog es vor, am Sonntag meist zu Hause am Schreibtisch sitzen zu bleiben. Den Vormittag verbrachte er dann nicht etwa mit dem Lesen der Bibel oder christlicher Traktate, sondern mit Akten, die er sich mit nach Hause genommen hatte, oder mit Korrespondenzen, die er reichlich pflegte.

Trotz dieser sonntäglichen Kirchenabstinenz war mein Großvater ein frommer Mann. Am Morgen las er die Losungen, mittags und abends gab es ein Tischgebet. Und er war es, der mir als Erster ein etwas komplizierteres Bibelwort nahebrachte, und zwar dieses: »Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.« Das steht so im Hebräerbrief im Neuen Testament, Kapitel 11, Vers 1. Nicht nur einmal hat er den Vers mir gegenüber erwähnt – beim ersten Mal war ich vielleicht zehn Jahre alt.

Ich weiß übrigens gar nicht mehr, warum er ihn mir nahebrachte oder was genau er noch dazu gesagt hat, aber: Der Vers hat sich mir eingegraben als früheste Rationalisierung des christlichen Glaubens. Es war ein Dosenöffner für mich. Ich habe gelernt: Der Glaube an den lieben Gott ist gleichzusetzen mit der Zuversicht, dass da immer Hoffnung ist. Gib deinem Herzen einen Stoß, sagt mir der Vers, und glaube nicht, dass Gott nicht da ist, nur weil du ihn nicht sehen kannst. Manche mögen einwenden, dieser Vers trage viel Jenseitsvertröstung in sich, sei Augenwischerei. Mag sein, aber so ist Religion. Mir ist der Vers ein Versprechen, das mich schützt und das mir hilft zu leben.

Viel später habe ich geschaut, wie es nach Vers 1 im Bibeltext weitergeht. Den Rest des Kapitels bildet eine Aufzählung biblischer Gestalten, die sogenannte Wolke der Zeugen, angefangen von Kain und Abel über die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob, über Mose, der Israel aus Ägypten geführt hat, bis zur Hure Rahab, die nicht mit den Ungehorsamen umkam, weil sie die Kundschafter in Frieden aufgenommen hatte, und, und, und ... Und wenn ich im Geiste diese Reihe fortschreibe, dann steht da irgendwo auch mein Großvater als ein Zeuge des Glaubens, der mir jenen Satz von der Zuversicht des Glaubens gesagt hat, der sich mir tief eingegraben hat. Danke, Großvater, für diesen Vers, wo immer du mich hörst!

Jede Woche schreiben hier wechselnde Autorinnen und Autoren über die Bibel. Reinhard Mawick, 58, ist Chefredakteur der evangelischen Zeitschrift »zeitzeichen«

Willkommen, flüchtiges Glück

Unser Autor hatte vor einigen Wochen einen Schlaganfall –
und überlebte knapp. Das hat seine Einstellung zum Alltag verändert

VON ANDREAS ÖHLER



Andreas Öhler, 66, ist Autor von »Christ & Welt«. In seiner Kolumne betrachtet er aktuelle Ereignisse und Alltagsphänomene. Das Foto ist 2020 entstanden

Mir ist ziemlich bang vor dem Tag, an dem mir mein Schutzengel erklärt, dass er nun alle seine Überstunden abzufeuern gedenkt, die sich in meinen 66 Jahren angesammelt haben. Wenn es so weit ist, werde ich im Bett bleiben und mir die Decke über den Kopf ziehen. Aber auch da kann einen bekanntlich der Tod ereilen, wie es mir am 22. November beinahe passiert ist. Als der Schnitter seine Sense über mein Haupt schwang, traf er, so wie es jetzt aussieht, nur ein paar Haarbüschel, die wie immer bei mir in alle Richtungen standen. Fröhlich morgens erlitt ich einen Schlaganfall. In meinem Gehirn hatte sich an heikler Stelle ein Thrombus gebildet.

Gerade noch rechtzeitig fand mich meine Frau auf dem Teppich liegend vor dem Badezimmer. Geistesgegenwärtig wählte sie den Notruf, nannte die zutreffende Diagnose. Die Rettungssanitäter waren in Windeseile da, fuhren mich mit Blaumluch in die Charité. Dort rettete mich ein Professor auf dem Operationstisch. Durch eine Kette glücklicher Umstände gepaart mit der gebotenen Schnelligkeit, die bei solchen Eingriffen absolut nötig ist, wurde ich ins Leben zurückgeholt – wohl ohne schwerwiegende Folgeschäden. Die motorische Feinjustierung der linken Körperseite, die jetzt noch nötig ist, läuft gerade in einer ambulanten Reha.

Als ich in der Intensivstation wieder aufgewacht war, traten ein Arzt und zwei Pflegerinnen an mein Bett. Sie sagten: »Sie gelten hier als das Wunder auf der Station. Wir gratulieren Ihnen zu Ihrem Lotteriegewinn, Ihnen wurden sechs Richtige zugelost.« Noch im Dämmer dachte ich: Du hast doch gar keine Zahlen angekreuzt, warst an keiner Annahmestelle, woher also der Gewinn?

Wie soll man auch ein Glück begreifen, bei dem der Hauptgewinn das Wiedererlangen des Normalzustandes ist, dessen schlagartigen Verlusts man sich erst allmählich bewusst wird? Was muss nun alles anders werden, damit alles so bleiben kann, wie man es gewohnt ist? Dass ich mein Glück noch gar nicht richtig fassen kann, liegt auch daran, dass es immer so bescheiden daherkommt. Es tritt nicht so polternd auf, wie es der Schmerz tut. Auch bei mir hat das Leiden immer mehr Raum eingenommen als das flüchtige Glück, das sich wie schüchternes Dienstpersonal in seine Gemäcker zurückzieht, wenn es seine Aufgabe zur vollen Zufriedenheit erledigt hat. Danach nimmt niemand mehr von ihm Notiz.

Woher kommt nur diese Haltung des Menschen, dass er jedes Unglück als Zumutung empfindet, während er überzeugt ist, dass ihm jedes geschenkte Glück zusteht? Vielleicht hat diese Kondition mit unserem urmenschlichen Überlebensinstinkt zu tun. Glück lässt sich lässig aushalten, man kann in ihm schwelgen, bis es irgendwann zur Selbstverständlichkeit wird. Unglück dagegen zwingt zum Umdenken und zum Handeln. Womöglich haben wir aus unserer Höhlenzeit noch nicht vergessen, dass der ideale Glücks-

zustand auf Dauer zum Stillstand führt. Wir alle hoffen auf Glück, wenn wir unserer Wege ziehen, Glückswünsche begleiten uns – sie sind unser Seelenproviand, während unsere Sinne auf Gefahrenerkennung und -abwehr getrimmt sind.

In viel zu wenigen geistigen Verschnaufpausen habe ich auf all meinen Wegen meinem Glück den Dank und die Aufmerksamkeit gezollt, die geboten gewesen wären. Ich habe es achlos behandelt, habe oft erst spät erkannt, dass ein Glück über Umwege zu neuen Ufern

führen kann, die mir zunächst abwegig vorkamen. Heute weiß ich, dass es genau diese Irrwege waren, die mich direkter zu manchem Ziel führten.

Oft kommt das Glück maskiert daher. Es verkleidet sich in Zuversicht und falsches Hoffen, während das Unglück immer in klarer Gestalt vor uns steht. Vielleicht meinte das Albert Schweitzer, der christliche Theologe und Arzt, mit den Worten: »Viele Menschen wissen, dass sie unglücklich sind. Aber noch mehr Menschen wissen nicht, dass sie glücklich sind.«

Seit ich fast gestorben wäre, versuche ich mit meinem Glück in einer zufriedenen Beziehung zu leben. Dazu gehört, es nicht herumzukommandieren, wenn meine Wünsche nicht erfüllt werden oder meine Hoffnungen nicht aufgehen. Dazu gehört auch, nicht mit ihm zu spielen oder gar darauf zu wetten.

Aber auf der anderen Seite will ich auch nicht in aller Demut ausharren, bis es mir in den Schoß fällt. Dass der Mensch glücklich sei, sei im Plan der Schöpfung nicht enthalten, raunte Sigmund Freud durch seinen Zigarrenrauch. Ich denke inzwischen: Es wäre ja noch schöner, wenn das Glück an irgendeine Vorsehung geknüpft wäre! Wer das behauptet, ähnelt einem Schlaraffen, der Eintrittskarten für eine Aussichtsplattform verkauft und dann die zahlenden Touristen hinter eine Milchglas-scheibe führt.

Das Glück hat mir, wenn ich den Befunden der Ärzteschaft folge, erst einmal eine Nachspielzeit gewährt. Alles, was jetzt noch kommt, ist Zugabe, ein Geschenk. Ich werde mir weder darüber einen Kopf machen, ob ich diese Rettung verdient habe, noch möchte ich in den fatalen Gedankenstrudel geraten, in dem viele Davongekommene stets um die Frage kreisen: »Warum habe ich überlebt und nicht jemand anderes? Womit habe ich das verdient, und wie kann ich der Errettung gerecht werden?«

Mich haben solche Gedanken immer verstört. Heute weiß ich etwas besser, warum: Das Glück folgt keiner Gesetzlichkeit, belohnt weder die Tugendhaften, noch straft es die Sünder. Dass es angeblich mit dem Tüchtigen sei, ist wohl der Tatsache geschuldet, dass die Tüchtigkeit mehr Handlungsoptionen bietet, bei denen das Glück walten kann.

Und was mein Glück angeht, will ich nichts. Nichts, als es willkommen zu heißen und ihm viel Glück für die Zukunft zu wünschen.

ANZEIGE

ZEIT EDITION DAS
LITERARISCHE Menü

Laden Sie ein zu einer **literarischen Soiree**, und verwöhnen Sie Ihre Gäste mit köstlichen Menüs, bei denen Sie **ausgewählte Passagen der Weltliteratur** gemeinsam lesen und diskutieren.

Die **ZEIT-Edition »Das literarische Menü«** bietet Ihnen mit **inspirierendem Lesestoff, passenden Diskussionsfragen und Rezepten** die perfekte Grundlage für unvergessliche Abende. Freuen Sie sich auf gute Gespräche mit viel Freude am gemeinsamen Nachdenken über die Literatur und das Leben.



Literatur
und Kulinarik
genießen

Für 3 Abende voller literarischer
Entdeckungen und kulinarischer Highlights:

- **Literatur- und Fragekarten** mit spannenden Denkanstößen der ZEIT-Redaktion über das Menschsein, das Lieben und das Erinnern leiten Ihre Diskussion auf faszinierende Weise
- **Menükarten** für raffinierte 3-Gänge-Menüs zum einfachen Nachkochen
- **Anregende ZEIT-Lesehefte** mit Hintergründen zu Autoren, Werken und Themen

Exklusiv von der ZEIT entwickelt und nur im ZEIT Shop erhältlich – Ihre Einladung zu einem besonderen literarisch-kulinarischen Erlebnis!

Jetzt für 59,95 €* bestellen:
shop.zeit.de/litmenu

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Bestell-Nr.: 47085 | Illustration: Anatolij Pickmann
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg